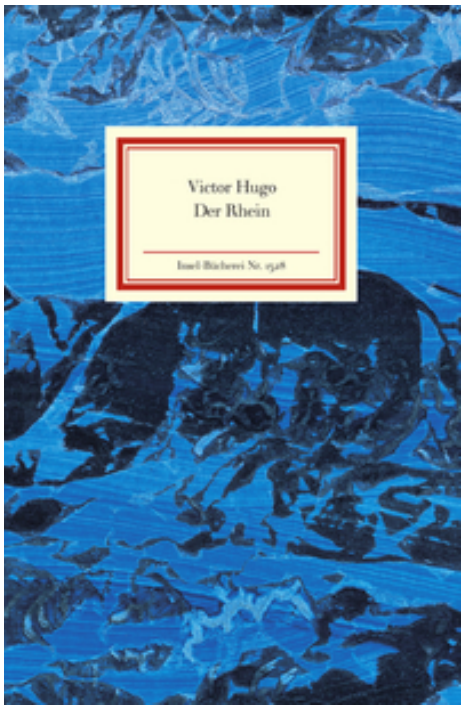
Insel Verlag

Leseprobe



Hugo, Victor
Der Rhein

Aus dem Französischen von Annette Seemann

© Insel Verlag
Insel Bücherei 1328
978-3-458-19328-9

Victor Hugo
Der Rhein

Mit Zeichnungen des Autors
Herausgegeben und übersetzt von
Annette Seemann
Mit einem Nachwort von
Hermann Mildenberger
Insel Verlag

Insel-Bücherei Nr. 1328

© Insel Verlag Berlin 2010

Inhalt

Vorwort
7

Victor Hugo, Der Rhein
13

Anmerkungen
99

Nachwort
101

Vorwort

Victor Hugo, der berühmteste Schriftsteller Frankreichs neben Molière, ja ein Nationaldichter, ist in Deutschland nicht so bekannt, wie es seinem Rang entspräche.

Der Rhein verdient jedoch Aufmerksamkeit nicht nur als großer literarischer Text, sondern auch aufgrund seiner Genese und seines Standorts in Leben und Werk von Victor Hugo.

Der 1802 geborene Dichter befand sich zum Zeitpunkt seiner Rheinreisen 1839 und 1840 in einer Krise. Bereits mit 15 Jahren war er mit Lyrik hervorgetreten, 1827 hatte er in dem berühmten Vorwort zu seinem unspielbaren Stück *Cromwell* die revolutionäre romantische Dramentheorie und erstmalig auch sein manichäisches Weltbild vom gemischten Charakter (sublim und primitiv, gut und böse zugleich) verbreitet, um 1830 mit *Hernani* die französische Romantik auf der Bühne stürmisch einzuläuten. Daraufhin folgte ein Theatererfolg nach dem anderen bis in das Jahr 1838. Schon damals, nach der erfolgreichen Fertigstellung seines in der Folge wohl bekanntesten Dramas *Guy Blas*, entwickelte er den Plan einer Rheinreise. Er reiste mit seiner Geliebten Juliette Drouet allerdings zunächst nur bis Varennes bei Verdun. Ein Jahr später entschied Hugo sich erneut für den Rhein als Reiseziel: In Kehl traf er nun wirklich auf den großen deutsch-französischen Grenzfluß. Doch immer noch begab sich der Dichter nicht völlig in den Bann des Rheins, fuhr statt dessen von Kehl aus schnurstracks Richtung Schweiz und trat dort eine Rundreise an. Lediglich der Rhein zwischen Basel und Rheinfelden sowie der Rheinfall wurden noch in Augenschein genommen. 1840 dann erfolgte im dritten Anlauf endlich die

wahre, große Rheinreise. Hugos Plan war es, den Rhein abzufahren und, wie so viele seiner Schriftstellerkollegen vor ihm, aus der Reise ein Buch zu machen. Zu lange schon war nichts aus seiner Feder veröffentlicht worden. Die Vorbilder kannte er nur zum Teil; neben vielen anderen sind das Ann Radcliffe, Wordsworth, Lord Byron, Bulwer Lytton auf englischer Seite, der von Hugo verehrte Chateaubriand, der junge Edgar Quinet, Gérard de Nerval und Montalambert auf der französischen (Madame de Staël hatte zwar den Rhein überschritten und als großen »Schicksalsfluß« bezeichnet, ihm aber ansonsten nichts abgewinnen können, war sie doch rasch nach Weimar geeilt). Auf der deutschen Seite sind die Rheinreisenden so zahlreich, daß dies ein eigenes Buch ausmachen würde; als vergleichbaren Typus aus einer Fülle von Beispielen mag Georg Forster mit seinen *Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich* hervorgehoben werden, den Hugo wegen lückenhafter Deutschkenntnisse und fehlender französischer Übersetzung jedoch sicherlich nicht rezipiert hat.

In seiner Einleitung zu *Le Rhin* sollte Hugo später schreiben, der Gedanke zu dem Buch sei ihm erst nachträglich gekommen, allein wir wissen, daß er bereits seit dem 2. September an seine Frau Adèle jeweils zwei getrennte Briefe schickte, einen persönlichen und einen, der zur Publikation bestimmt war. So also erweist sich der Adressat der Briefe in *Le Rhin*, jener »cher Louis«, als reine Fiktion, die die Authentizität und Unmittelbarkeit des Erlebten verbürgen soll. Wie getrieben hastete der Dichter in der Kutsche meist Tag und Nacht fahrend durch Frankreich, bis er am 5. September 1840 Aachen, die Kaiserstadt Karls des Großen, erreichte. Die Ausblendung des Niederrheins bis zur Mündung ist kein Zufall: Dieser Teil war

für den Dichter nicht von Interesse. Ihn zog der Rhein als Hort von Sagen und Märchen, von Ruinen, römisch gegründeten Städten und wilden Strudeln an: Er erhoffte sich eine rasch fließende Inspirationsquelle. Hugo bereiste dann Köln, war am 15. September in Sankt Goar, fuhr nach Lorch, lief zu Fuß nach Bingen, ließ sich im Boot des Nachts zum Mäuseturm übersetzen, gelangte am 1. Oktober über Bacharach nach Mainz, besuchte Worms und Speyer und verbrachte einige Tage in Heidelberg, woraufhin er erneut wie im Jahr zuvor den Rheinfall sah.

Erschöpft von der ungeheuren Anstrengung durch seine Visionen im Angesicht des faszinierenden Rheins und der gleichzeitigen Akkumulierung des reichhaltigen Materials, das er aus Geschichte und Sage in einem ungeheuren synthetischen Kraftakt zusammengetragen und in seinen Briefen niedergelegt hatte, erreichte er am 2. November 1840 erneut Paris. Überrascht konstatierte er die neueste Entwicklung.

Nach drei erfolgreichen Versuchen Frankreichs seit 1670, das linke Rheinufer zu erobern, war Preußen aus dem Wiener Kongreß 1815 zunächst als lachender Sieger hervorgegangen und hatte sein Reich weit über die linke Rheinseite hinweg erweitert; es hatte die »Wacht am Rhein« gegen Frankreich übernommen, wie es agitatorisch hieß. Nun jedoch reklamierte der damalige Ministerpräsident Adolphe Thiers erneut die natürliche Grenze zu Deutschland. Und obwohl Hugo die Gegend intensiv besucht hatte, war er vielleicht so versunken in die Betrachtung des Rheins und seine persönliche Inbesitznahme des Stroms gewesen, daß er die Reaktion darauf nicht bemerkte, die zahlreichen deutschen Proteste, die sich in der Erfindung mehrerer künftig zentraler patriotischer Lieder wie der »Wacht am Rhein«, des »Rheinlieds« sowie des »Deutschlandlieds«

niederschlugen. Diese Lieder wurden bei zahlreichen Protestkundgebungen abgesungen und wirkten einigend auf die in unzählige Staaten zersplitterten Deutschen. Hugo mag sie einfach nicht verstanden haben, denn er las zwar Deutsch, doch sprach er es nicht. Denkbar ist jedoch auch, daß er den Protest einfach nicht wahrhaben wollte.

Für Thiers war der Zeitpunkt zum Rücktritt bereits im Oktober 1840 gekommen. Hugo selbst, im vierten Anlauf in die Académie française aufgenommen, postulierte in seiner Antrittsrede die Literatur in Fragen ethischer Normen als eine geistige Gegenmacht zur politischen. In jedem seiner Werke, also auch im *Rhein*, mußte er als *Praeceptor Franciae* dem Leser richtiges Verhalten vorgeben. Entsprechend versagte er sich jetzt das individualistisch aus Seelentiefen gespeiste Rheinbuch, das ihm ursprünglich vorgeschwebt hatte, um nach weiterem Studium aus der geschichtlichen Bedeutung der Rheinlandschaft auch ihre zukünftige schlüssig ableiten zu können. Hierbei wurde er fast unversehens auf die europäische Ebene verwiesen, war doch in historischen Zeiten der Rhein immer wieder einmal ein Verbindungsfluß, dann wieder ein Zankapfel innerhalb des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation gewesen. Um dem Ganzen die überlegene Ruhe zu verleihen, die seiner neuen Autorität angemessen war, fügte er schließlich doch noch seine während der Reise in den Briefen niedergelegten Reflexionen und Beobachtungen angesichts des fließenden Stroms ein, auf den er meist von oben, von den Rheinbergen herunter, und des Nachts geschaut hatte, beim Schein des Mondes und der Sterne. *Le Rhin* erschien erstmals am 28. Januar 1842.

Trotz erheblichen Lobs seitens der Kritik war Hugo diesmal (und erstmalig) nicht mit seinem Text zufrieden. Er glaubte nach

Erscheinen, der eigentlichen Reise zugunsten der politischen Absicht zuwenig Raum gelassen zu haben, und publizierte 1845 eine neue, erweiterte Fassung des Texts: Drei Briefe von 1840 integrierte er, vor allem aber elf bis dato unveröffentlichte Briefe der ersten Rheinreise von 1839. Im Vorwort zur zweiten Ausgabe von 1845 schreibt er:

»Der Rhein ist der Strom, von dem alle Welt spricht und den niemand studiert, den jeder besichtigt und den keiner kennt, den man im Vorbeifahren sieht und dann gleich vergißt, den jeder Blick streift und den kein Denken auslotet. Und dennoch beschäftigen sich erhabene Vorstellungen mit seinen Ruinen und ernst zu nehmende Denker mit seinem Schicksal. Und dem Auge des Dichters wie des Publizisten erscheint in seinem klaren Wasser ahnungsvoll die Vergangenheit wie die Zukunft Europas. … Die Vergangenheit ist in den Ruinen gegenwärtig, die Zukunft existiert nur als Samenkorn. Man muß nur sein Fenster auf den Rhein öffnen, dann sieht man die Vergangenheit. Um die Zukunft zu sehen, muß man (…) ein Fenster im eigenen Inneren öffnen. (…) Was Deutschland betrifft, es ist in seinen[1] Augen Frankreichs natürlicher Partner. (…) Deutschland, er will es nicht leugnen, ist eines der Länder, die er liebt, und eine der Nationen, die er bewundert. Er hat fast ein Sohnesgefühl für diese edle und heilige Heimat aller Denker. Wenn ich nicht Franzose wäre, so wollte ich Deutscher sein.«

So wie Hugo es in seiner dunklen »conclusion«[2] imaginierte, ein geeintes Europa unter der gemeinsamen Herrschaft Frankreichs und Deutschlands, der Tatmenschen und der Geistesmenschen – die kulturelle Überlegenheit Frankreichs immer vorausgesetzt –, ist es im 19. Jahrhundert nicht gekommen; der Friedensvertrag nach dem Ersten Weltkrieg brachte dann end-

gültig die Abtretung von Elsaß-Lothringen an Frankreich. Heute jedoch, im Zeitalter des geeinten Europas, ist Hugos Vision plötzlich im Grundsätzlichen verwirklicht. Insofern hatte der in klaren Antithesen denkende und sehende Dichter vor 170 Jahren eine realitätshaltige Vision. Ob Hugo jedoch damals lediglich eine poetische Fiktion formulierte oder, lange vor seiner Karriere als Staatsmann und auch vor seiner wegen öffentlicher Kritik an Louis Napoléon notwendigen Flucht ins Exil (1851), an die reale Umsetzung seiner Vision glaubte, ist über die Quellen nicht auszumachen.

In der Gegenüberstellung von Auszügen aus dem *Rhein* und Hugos eigenhändigen Zeichnungen zeigt sich die frappierende ästhetische Übereinstimmung von Hugos Dichtkunst – die deutlich aus antithetischen Gedanken lebt, aus einer Gegenüberstellung von Tag und Nacht, Vergangenheit und Gegenwart, Ruine und Neubau – mit seinem zeichnerischen Werk.

Die übersetzten Textstellen sollen die Hauptthemen des Texts präsentieren, einerseits also Hugos Auseinandersetzung mit der Geschichte Deutschlands und Frankreichs, andererseits seine Vision der Rheinlandschaft als einer Mischung aus anmutiger Landschaft und der Schauerromantik verfallener Ruinen.

(Grundlage für die Übersetzung ist die von Michel Le Bris besorgte und von ihm eingeleitete Ausgabe von *Le Rhin*, Strasbourg, Bueb et Reumaux, 1980)

Annette Seemann

1 Hugo spricht im Vorwort von sich selbst in der 3. Person.
2 die hier nicht aufgenommen wurde

Victor Hugo
Der Rhein

Brief 9: Aachen – Das Grab Karls des Großen

… Karl der Große stammt tatsächlich aus Aachen, wo er auch gestorben ist. Er wurde in dem alten zur Hälfte römischen Palast der französischen Könige geboren, von dem heute nur mehr der Granusturm steht, den man in das Rathaus verbaut hat. Begraben ist er in der Kirche, die er 796, zwei Jahre nach dem Tode seiner Frau Fastrada, die Papst Leo II. 804 heiliggesprochen hat, gründete; zu welcher heiligen Handlung, so die Legende, zwei Bischöfe von Tongern, die in Maastricht gestorben und begraben wurden, aus ihren Gräbern gestiegen seien, um die dreihundertfünfundsechzig Erzbischöfe und Bischöfe vollzählig zu machen, so viele, wie das Jahr Tage hat.

Diese märchenhafte, alte Kirche – Aix-la-Chapelle –, der die Stadt Aachen ihren Namen verdankt, ist in den tausend Jahren, da sie besteht, viel umgebaut worden. Kaum war ich in Aachen angekommen, eilte ich auch schon zu ihr hin.

Wenn man sich ihr von der Hauptfassade her nähert, bietet sie sich so dar: ein Portal aus der Zeit Ludwigs XV. in graublauem Granit mit Bronzetüren aus dem 8. Jahrhundert, das an eine karolingische Festungsmauer grenzt, darüber romanische Rundbogen. Über den Archivolten erkennt man dann schöne, reichverzierte und strenge gotische Spitzbogen des 14. Jahrhunderts. Gekrönt wird das Ganze durch ein unwürdiges Ziegelmauerwerk mit Schieferdach, das vor etwa zwanzig Jahren entstand. Zur rechten Seite des Portals sieht man einen mächtigen Pinienzapfen, eine römische Bronzearbeit, auf einem Granitpfeiler, gegenüber, auf einem zweiten Pfeiler,

Entwurf zum Titelblatt für »Le Rhin«, 1863

eine Wölfin aus Eisen, ebenfalls alt und römisch, sie dreht sich halb zu den Vorbeigehenden mit ihrem halboffenen Maul und den zusammengebissenen Zähnen. …

Mit anderen Worten: Wenn man durch das Hauptportal in den Dom tritt, mischen sich Römisches, Romanik, Gotik, Rokoko und die Neuzeit und überlagern einander sichtbar auf der Fassade, jedoch ohne irgendeinen Zusammenhang, ohne Notwendigkeit, ohne Ordnung und daher auch bar jeder Größe.

Wenn man den Dom jedoch vom Chor her betritt, ist der Eindruck ein ganz anderer: Die hohe Apsis des 14. Jahrhunderts erscheint in ihrer ganzen Kühnheit und Schönheit, mit der kunstvoll gewinkelten Dachung, den reich gestalteten Balustraden, den vielen unterschiedlichen Wasserspeiern, der dunklen Farbe ihres Steins und den das Licht filternden ungeheuren Spitzbogenfenstern: Die zweistöckigen Häuser, die zwischen den äußeren Strebepfeilern ihre Zuflucht gefunden haben, sind fast nicht zu erkennen.

Dennoch ist auch von dieser Seite die Anmutung der Kirche, so imposant diese auch sein mag, übertrieben und unstimmig. Zwischen Apsis und Portal ist eine Art von Leerstelle auszumachen; alle Gebäudelinien verwischen sich hier, und mit der Fassade nur durch eine hübsche skulptierte Brücke aus dem 14. Jahrhundert verbunden, verbirgt sich hier die byzantinische Kuppel mit dreieckigen Giebeln, die Otto II. im 10. Jahrhundert über dem Grab Karls des Großen errichten ließ.

Die zusammengezwungene Fassade, die verborgene Kuppel, die raffinierte Apsis – das ist der Aachener Dom. … Trotz allem: als Ganzes und so, wie er heute ist, muß man sagen, daß der Aachener Dom sowohl Maß als auch Größe hat. Nach einigen Minuten ruhiger Kontemplation geht von dem außergewöhnlichen Gebäude eine einzigartige Majestät aus: Wie das Werk Karls des Großen selbst

blieb es unvollendet und besteht aus den unterschiedlichsten Baustilen, so wie auch Karls Reich aus Nationen zusammengesetzt war, die in allen nur denkbaren Zungen redeten. …

Karl der Große ruht nicht mehr unter der Steinplatte. Im Jahr 1166 ließ Friedrich Barbarossa … den großen Kaiser exhumieren. Die Kirche nahm das kaiserliche Skelett entgegen und zerstückelte es wie einen Heiligen, um aus jedem Knochenstück eine Reliquie zu machen. … Karl der Große war in der Tat einer dieser sehr seltenen körperlich großen Menschen, die auch als große Männer im übertragenen Sinne gelten. Der Sohn Pippins des Kurzen war kolossal im körperlichen wie im geistigen Sinne. Er maß siebenmal die Länge seines Fußes, und dieser wurde dann ein allgemeines Maß. … In einem dunklen Raum des Doms hat mir der Domschweizer einen Schrank geöffnet. Darin steht der Sarkophag Karls des Großen. Es ist ein wunderbarer römischer weißer Marmorsarg. Auf der Vorderseite ist meisterlich *Proserpinas Entführung* eingemeißelt. Ich habe dieses zweitausend Jahre alte Flachrelief lange betrachtet. Auf der einen Seite ziehen zwei frenetisch aussehende, halb höllenhafte, halb himmlische Pferde, die von Merkur gelenkt werden, einen Karren hin zu einem Abgrund, der sich aus der Plinthe öffnet – darin schreit, kämpft und windet sich verzweiflungsvoll Proserpina, die von Pluto entführt wurde. … Es heißt, dieser Sarg sei, bevor er der Sarg Karls des Großen wurde, der Sarkophag von Augustus gewesen.

Schließlich hat mich mein Führer über eine andere enge und dunkle Treppe, die seit sechs Jahrhunderten viele Könige, viele Kaiser und viele berühmte Besucher erstiegen haben, zu der Galerie gebracht, die den ersten Stock der Rotunde bildet und die man heute das Hochmünster nennt.

Dort, unter einer Holzverkleidung, die er halb hochhob und die

niemals gänzlich entfernt wird, es sei denn für königliche Besucher, habe ich den steinernen Sitz Karls des Großen gesehen. Dieser Thron ist niedrig, sehr breit, hat eine gerundete Rückenlehne, die aus vier undekorierten weißen Marmorplatten besteht, er ist mit eisernen Klammern zusammengehalten, und sein Sitz besteht aus einer eichenen Platte, die mit einem roten Samtkissen bedeckt ist. Er steht auf sechs Stufen, zwei davon sind aus Granit, vier aus weißem Marmor. Auf diesem Sitz, mit vierzehn byzantinischen Platten verkleidet, … auf einem steinernen Postament, auf das vier Stufen führen, saß Kaiser Karl der Große in seinem Grab, die Krone auf dem Kopf, die Weltkugel in einer, das Zepter in der anderen Hand, das Reichsschwert an der Seite, den Kaisermantel über den Schultern, das Kreuz Christi um den Hals, die Füße im Sarkophag des Augustus. In diesem Schattenreich, auf diesem Thron und in dieser Haltung verharrte er 352 Jahre lang, von 814 bis 1166.

Es war also im Jahr 1166, als Friedrich Barbarossa, der für seine eigene Krönung einen Thron brauchte, in das Grab trat, das man aus Traditionslosigkeit nicht als monumentales Grab erhalten hatte und dessen zwei heilige Bronzetüren heute das Portal schmücken. Barbarossa war selbst ein berühmter Fürst und ein tapferer Ritter. Es war sicherlich ein merkwürdiger und furchterregender Augenblick, als dieser gekrönte Mann sich dem ebenfalls gekrönten Leichnam gegenüber fand: der eine in der ganzen Majestät des Reichs, der andere in der ganzen Majestät des Todes. Der Soldat besiegte den Schatten, der Lebende beraubte den Verschiedenen. Der Dom behielt das Skelett, Barbarossa nahm sich den Marmorsitz und machte aus diesem Stuhl, wo das Nichtwesen Karls des Großen gesessen hatte, den Thron, auf dem vier Jahrhunderte lang die großen Kaiser sitzen sollten. 36 Kaiser, Barbarossa mitgezählt, wurden auf diesem Sitz im Aachener Dom gesalbt und gekrönt. Ferdinand I.

Skizze zum Thron in Aachen, 1840